

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 8

Artikel: Heute kaum zu glauben, aber ich habe es noch selbst erlebt
Autor: A.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071126>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heute kaum zu glauben,
aber ich habe es noch selbst erlebt

DIE MENSCHEN WAREN NICHT BESSER IN DER GUTEN ALTEN ZEIT

ICH wohnte vor Jahren in Locarno und nahm dort als Krankenschwester Privatpflegen an. Eines Tages kam eine ältere Engländerin zu mir. Sie war sehr aufgeregt und fragte mich, ob ich frei sei und sofort zur Übernahme einer Pflege nach Italien fahren könne. Als ich dies bejahte, erzählte sie mir, ihre Nichte befinde sich bei einer italienischen Familie in der Gegend von Luino am Langensee als Erzieherin und sei soeben an Scharlach erkrankt. Ich versprach ihr, sofort mit dem nächsten Schiff hinzufahren. Da ich erst gegen Abend abfahren konnte, war es bei meiner Ankunft in Luino bereits dunkel. Als ich mich mit meinem Kofferchen in der Hand nach dem Weg zu dem Landgut erkundigte, anbot sich ein Italiener, mich mit seinem Pferdewägelchen an Ort und Stelle zu bringen.

So fuhren wir denn bei Mondschein hügel auf, hügel ab, durch prächtige Kastanienwälder, immer weiter ins Land hinein und kamen schließlich vor einem großen Parktor an. Ich entlohnte den Mann, nahm mein Gepäck und läutete. Einmal, zweimal — nichts regte sich, alles blieb dunkel. Nun versuchte ich, das Tor zu öffnen und siehe, es war unverschlossen. Der Weg führte durch eine schöne Allee zur Haustüre. Dort läutete ich abermals, doch wiederum vergebens. Beherzt versuchte ich, die Türe zu öffnen, und zu meinem Erstaunen gab sie nach. Ein dunkler Gang gähnte mir entgegen, doch fand ich zum Glück bald den Schalter. Links und rechts waren viele Türen, aber kein Mensch ließ sich blicken. Mit Herzklopfen öffnete ich eine Türe nach der andern. Bald ging's in ein schönes Eßzimmer, bald in prächtige Schlafzimmer mit ungemachten Betten, aber nirgends eine Spur von Bewohnern.

Schließlich kam ich in ein kleines Zimmer, ein Licht begrüßte mich, und hier traf ich endlich meine Patientin. Sie lag weinend und mit hohem Fieber im Bett. Auf meine Frage: «Warum sind Sie allein?», erzählte

sie mir schluchzend und immer noch zitternd vor Angst: «Sobald man vernahm, ich hätte Scharlach, ist die ganze Familie fluchtartig abgereist, man versprach mir auf mein Bitten hin, meiner Tante nach Locarno zu telefonieren, aber ach, ich wußte nicht, ob sie ihr Versprechen halten würden. Nun liege ich seit Stunden allein im leeren, offenen Haus.»

Ich tröstete das junge Mädchen, besorgte es, so gut es ging, und richtete mich im Gastzimmer ein, das sich neben dem Zimmer der Patientin befand.

Strahlend brach der neue Tag an. Ich war, wie ich an der wunderbaren Aussicht sah, in eine märchenhafte Gegend geraten — aber zum Essen hatten wir rein nichts im Haus. Der Ansteckung wegen durfte ich nicht selber ins Dorf gehen, und in der Nähe wohnte niemand. Was tun? Kurz entschlossen stand ich vor das Parktor, denn sicher würde sich im Laufe des Tages irgendeine Menschenseele in der Nähe zeigen. Und richtig, gegen Mittag erblickte ich in der Ferne einen Bauern mit einem Ochsesgespann. Ich lief zu ihm, erklärte ihm alles und trug ihm auf, mir den Dorfcapo zu senden. Nach weiteren Stunden endlosen Wartens läutete es am Gartentor, es war der Dorfvorsteher. Ich erkundigte mich, wie ich mir wohl Lebensmittel beschaffen könne.

«Lebensmittel, Milch und Brot, das ist ganz ausgeschlossen. Kein Mensch im Dorf ist wohl dazuzubringen, Ihnen etwas zu besorgen. Alle haben Angst vor Ansteckung.» Ich besprach mich mit meiner Patientin, und wir kamen überein, der Tante in Locarno nochmals ein Telegramm zu senden. Der Dorfvorsteher versprach, das Telegramm aufzugeben. Gegen Abend — ich war unterdessen sehr hungrig geworden — kam die Erlösung. Ein geschlossener Wagen fuhr vor, dem die Tante entstieg. Sie hatte uns im Absonderungshaus ein Zimmer reservieren lassen.

Natürlich kehrte das junge Mädchen nie mehr zu dieser herzlosen Familie zurück.

A. H.